

Nr. 254 Bydgoszcz / Bromberg, 6. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er bog nicht, wie sie erwartet hatte, in den Weg ein, der zum Scheibenhof hinaufführte, sondern blieb an ihrer Seite. Das freute sie; denn sie hoffte, daß er doch einmal besser aus sich herausging. Jedesmal, so oft sie zusammenkamen, hatte sie das Gefühl, als ob er ihr etwas sagen wollte, was kein Mensch hören sollte. Und jetzt waren sie ganz allein . . .

Er ging lange schweigend neben ihr her, den Blick nachdenklich auf den Boden gerichtet, die Stirne hochgezogen . . . „Zenzl", begann er dann leise, „du bist eine Schwarztannlerin, eine echte, reinblütige Schwarztannlerin . . ." Er brach wieder ab und suchte scheinbar nach Worten für seinen Gedanken.

„Jetzt kommt's", dachte sie, und ihr Herz klopfte hörbar vor Erwartung. „Und du . . .?" fragte sie, als er wieder längere Zeit schwieg.

„Ich auch, ich bin ein Schwarztannler, richtig. Wenigstens bin ich im Schwarztann geboren. Ich kenne den Schwarztann so, wie ich ihn erlebte . . . Es gibt aber Dinge, die mir fremd geblieben sind, weil ich damit nie etwas zu tun hatte. Nehmen wir an, es würde sich einer in den Gesetzen des Schwarztanns vergehen — oder: es hätte einer die Pflicht, die er der Heimat schuldig ist, vergessen — oder — wie es ja einmal vorkommen könnte — es nähme einer, ohne vorherige Einwilligung des Vaters, vielleicht ohne sein Wissen, also heimlich, eine Frau . . . Was würde daraus werden? — — Wie ist der Schwarztann im Verzeihen?"

Das waren freilich ganz andere Fragen, als sie erwartet hatte. Daher starrte sie ihm lange fassungslos ins Gesicht, als zweifle sie an seinem gesunden Menschenverstand. „Dös . . . dös weiß i nit", brachte sie nach einer Weile heraus:

„Was würdest du tun?"

„I? . . . Dös weiß i nit . . . Laß mer dös, Heinrich! Wie kommst du bloß da drauf?"

„Wenn man tagelang einsam auf dem Friedhof arbeitet, da kommt einem manches in den Sinn. Die Liebe treibt eben überall ihr Wesen, auch im Schwarztann . . . Und — weißt du das, Zenzl? — ein Schulmeister ist auch dabei."

Sie wurde über und über rot.

Er merkte das und lächelte. „Wir sind eben junge Menschen, Zenzl, und wo wir das Glück finden, dort nehmen wir es, auch wenn uns die Alten darum verurteilen . . ."

Sie waren inzwischen in der Nähe des Wirtshauses angekommen. Er blieb stehen und reichte ihr die Hand. „Wenn du an den Scheibenhof-Heinrich denkst, dann denk nimmer an den von früher, sondern an den von jetzt. Er ist gewiß nicht schlechter als der frühere, aber älter ist er, und fünf Jahre war er draußen in der großen Welt . . . Grüß deinen Vater von mir, Zenzl, und schlaf recht gesund!"

Dann kehrte er um und wanderte sehr schnell dem Scheibenhof zu . . .

5. Das Testament.

Als Heinrich Schrund am Sonntagmorgen in die Stube trat, fand er seine beiden Stiefschwestern schon fertig gerüstet zum Kirchgang. Auf ihren Gesichtern lag heut eine große Feierlichkeit. Überhaupt lastete es wie ein drückender Alp schwer auf dem ganzen Haus: man sprach mit unterdrückten Stimmen, vermied jeden unnötigen Laut und begegnete sich voll Ernst, wie wenn ein Toter im Hause läge, der in wenigen Stunden auf den Friedhof gebracht würde. In der Tat mochte es den Geschwistern heute wieder zumute sein wie damals, als man den alten Scheibenhofer zu Grabe getragen hatte; denn heute waren sie zum Schultheiß bestellt, wo der tote Vater durch sein geschriebenes Wort das letzte Mal zu den Kindern sprechen sollte . . .

Heinrich setzte sich an den Tisch, wo schon die Suppe für ihn bereitstand. Hanne saß an dem altertümlichen Schreibtisch, um ihre gewöhnliche sonntägliche Schreiberei zu besorgen, wozu am Werktag die Zeit mangelte, und Rosin kramte in der Kommode herum.

Hanne unterbrach ihre Schreibarbeit und wandte sich nach Heinrich um. „Wie weit bist du jetzt mit dem Stein?"

„Fertig."

„Hast du Auslagen?"

„Nicht der Rede wert."

„Die trag mer natürli mitnander!"

Heinrich lehnte mit einer Handbewegung das Anerbieten ab.

„Hast du den Schultheiß troffen?"

„Ja, vor ein paar Tagen."

„Was spricht er?"

„Was soll er sprechen . . .?"

„Vom Vater. Sie sind ja noch a paar Tag vor seim Tod beieinander gsi . . ."

Heinrich zuckte die Schultern. „Das Testament ist geblieben, wie es der Vater schon vor fünf Jahren geschrieben hat."

Da wandte Hanne sich wieder ihrer Arbeit zu. Aber es war ihm nicht entgangen, wie sie sich in die Lippen biß. Nach einer Weile stand sie auf. „Es wird Zeit! . . . Gehst du in d' Kirch?" fragte sie Heinrich.

„Ich komm nach, wenn die Leute sich etwas verlaufen haben."

Sie war damit einverstanden. „Komm", sagte sie zu Rosin, und die beiden Frauen verließen das Haus . . .

Er schaute ihnen durchs Fenster nach, wie sie in ihrem großschrittigen Gang, wie er den an weite We'ge gewöhnten Leuten eigen ist, dem Tal zugingen. Wie mochte es wohl

aussehen, wenn sie sich wieder im Scheibenhof trafen, wenn die Entscheidung gefallen war? . . .

Erst eine gute Weile später verließ auch er das Haus und wanderte gleichfalls dem Tale zu. Dumpf erklangen die Kirchenglocken, und über dem Land lag die friedliche, feiertägliche Stille, die einem Sonntagmorgen im Schwarztann eigen war . . .

Keinem Menschen begegnete er auf seinem Weg, auch der Friedhof war schon leer. Aus der Kirche kamen Gesang und Orgelklänge. Der Gottesdienst hatte begonnen. Ganz leise trat er in die Kirche, konnte aber ein Knarren der Tür nicht verhindern. Mehrere Köpfe wandten sich nach ihm um. Er blieb am Eingang stehen und schaute zum Altar vor, auf den alten amtierenden Pfarrer. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, bis zum Stuhl der Scheibenhoferischen vorzugehen, obwohl dort noch gut für ihn Platz gewesen wäre. Er sah, wie Hanne sich einmal nach ihm umschaute und im Stuhl hinunterrückte, als wollte sie ihm Platz machen. Aber er blieb stehen: wenn er als Sohn des Scheibenhofers angesehen werden wollte, dann gab es auch anderswo noch Gelegenheit, dies zu zeigen.

Vor den Reihen der Männer, in einem hohen und mit Schnitzereien verzierten Gestühl befanden sich die Freien vom Freital, und in der Mitte erhöht über alle anderen, kniete der Schultheiß. Neben ihm war ein leerer Platz: der Stuhl des Scheibenhofers. Nun war er aus der Reihe herausgestorben, und ein Ersatzmann hatte sich noch nicht finden lassen, weil sein einziger Sohn dem Schwarztann den Rücken zugekehrt hatte . . .

Dann folgte Konrad Immler, der Wirt „Zur Rabenfluh", und neben ihm kniete der junge Ambros Helmbrecht, der vor etlichen Jahren seinem Vater ins Erbe gefolgt war und als jüngstes Mitglied im Rat der Freien vom Freital saß. Sonst waren es noch die alten Köpfe, wie vor fünf Jahren, nur war der eine und andere inzwischen grau geworden. Er kannte jeden einzelnen, nicht nur dem Namen nach, sondern auch in ihrem Wesen und Charakter, weil er durch seinen Vater oft mit ihnen zusammengekommen war.

So reihte sich bald eine Erinnerung an die andere an. Er stand jetzt mitten im Leben des Schwarztanns, und so kurz wollte ihn mit einemmal die Zeit dünken, die er von der Heimat abwesend war. Was waren fünf Jahre? . . . Konnte man in dieser Zeit der Heimat fremd werden? Nein! Denn die Gebräuche in der Kirche, das ganze Tun und Treiben am Sonntag, die Sitten im Wandel und Handel, die Mundart, die Tracht, alles, alles war ihm so vertraut geblieben, daß er es so selbstverständlich hinnahm, als könnte es gar nicht anders sein, und sicher wäre es ihm aufgefallen, wenn sich nur eine Kleinigkeit daran geändert hätte. Und doch fehlte ihm zu allem die Wärme, das Herz, weil eine innere Stimme ihm immer wieder zuflüsterte: „Da warst du einmal; jetzt gehörst du nicht mehr her!" . . .

Der Schulmeister spielte die Orgel und sang eine Choralmesse, wie es immer schon an den Sonntagen über die Sommerzeit gehalten wurde, wenn die Sänger und Sängerinnen infolge drängender Arbeit keine Zeit zu den Chorproben fanden. Aber das gefiel ihm heut weit besser als der kunstgerechte Gesang: der Schulmeister sang schön und hatte eine gute Stimme . . .

Aber zwischenhinein streifte sein Blick immer wieder die unbewegliche, achtunggebietende Gestalt des Schultheißen. Und jedesmal gab es seinem Herzen einen Stich; denn immer näher rückte der Augenblick der Entscheidung über das Schicksal der Scheibenhoferischen Nachkommen heran. Sicher erging es den beiden Frauen dort vorn auch nicht besser; denn wer konnte denn mit Bestimmtheit sagen, was der Vater gewollt und gedacht hatte, als er das Testament niederschrieb? Auch Hanne nicht, obwohl sie in den letzten Jahren das Regiment im Hause geführt hatte . . .

Als der Gottesdienst seinem Ende zuging, verließ er wieder sehr leise die Kirche und wartete am Grabe seines Vaters auf seine Schwestern. Sein Blick prüfte den Stein: Wie gut er doch an diesen Ort paßte! Er mußte sich heute nun selbst wundern, daß es ihm möglich war, einen solchen Stein zu schlagen. Ja, da war er nicht Bildhauer von Chur, sondern Steinmetz vom Freital! . . . Es mußten also zwei Naturen in ihm leben; wie wäre es sonst möglich gewesen, ein solches Werk zu schaffen? . . . Was würden wohl die in Chur zu seiner Arbeit sagen? . . . Vielleicht würden sie die Köpfe schütteln, nachsichtig lächeln . . . „Ja, ich bin eben im Schwarztann geboren! Geht hin und schaut euch dieses Tal an! Streicht das Sonnengold von den Bergspitzen, wandert hinein in den schweigenden Tanngrund! Sucht die Menschen auf in ihren Hütten! Greift einmal selbst hinein in die schwere, herbe Erde!" . . . Ja, das war es: er war ein Sohn des Schwarztanns! „Gott und mein Vater mögen es mir verzeihen, daß ich das jemals einmal vergessen konnte!" . . .

Seine Gedanken wurden stiller; denn Kirchenbesucher kamen bei ihm vorbei. Viele blieben stehen, besprengten das Grab mit Weihwasser und betrachteten dabei wohl auch neugierig den neuen Stein. Heinrich schaute nicht auf, und niemand wagte, ihn anzusprechen . . .

Dann standen seine Schwestern neben ihm. Sie warteten, bis die Leute sich etwas verlaufen hatten.

„Komm jetzt!" sagte Hanne dann.

Er schaute auf. Weit und breit waren keine Menschen mehr zu sehen.

„Was hast du?" fragte Hanne rasch.

„Ich? Warum?"

„Du bist arg blaß! Ist dir nit gut?"

Auch Rosin musterte ihn jetzt genauer.

Er schüttelte den Kopf. „Gehen wir!"

Sie gingen schweigend nebeneinander über den Kirchsteig hinab zur Amtsstube des Schulheißen.

Hier wurden sie von Johannes Aigner schon erwartet.

Hinter ihm aber erhob sich noch einer, der sofort auf Heinrich zukam und ihm die Hand drückte: der Schulmeister.

Heinrich erwiderte den Händedruck heut sehr dankbar, wie wenn er menschliche Teilnahme suchen wollte.

Dann nahm der Schulmeister wieder am Tisch Platz und tauchte den Federkiel ins Tintenfaß. Und als die drei Geschwister sich auf die bereitstehenden Stühle niedergesetzt hatten, gab Johannes Aigner dem Schulmeister ein Zeichen und begann: „Es erscheinen heute Johanna und Rosina Schrund, die beiden Töchter aus erster Ehe, und Heinrich Schrund, der Sohn aus zweiter Ehe des verstorbenen Friedrich Schrund, des Scheibenhofers, vor dem Schultheiß des Freitals, der im besonderen Auftrag des Verstorbenen heute die Siegel des Testaments erbricht und den Nachlaß zur Verlesung bringt . . ."

Hier machte der Schultheiß eine lange Pause. Totenstille herrschte in der Stube, nur der Kiel des Schulmeisters kratzte über das Papier, bis diese Worte niedergeschrieben waren. Dann legte der Schreiber die Feder aus der Hand und verließ die Stube; was jetzt folgte, war nicht für fremde Ohren bestimmt . . .

Gleich darauf erbrach der Schultheiß geräuschvoll das Siegel, warf noch einen langen feierlichen Blick auf die drei Geschwister und begann dann mit halblauter Stimme vorzulesen:

„Meine lieben Kinder, der Herrgott segne Euch und schenke Euch und meiner armen Seele Frieden! — Vernehmt also den letzten Willen Eures Vaters, den er Euch zum Gebot macht. Ich habe mich leiten lassen nur vom Recht des Freitals, das mir zeit meines Lebens heilig war, und von meinem eigenen Gewissen, das mich an den Richterstuhl Gottes gemahnt hat:

Mein lieber Sohn, ich erinnere Dich vor allem an den Schwur, den Du vor dem Schultheiß geleistet hast, ehe Du in die Fremde gezogen bist; Schwüre sind dem Schwarztannler heilig! Ich glaube nicht, daß Du den Schwur vergessen hast; denn ein Schwarztannler vergißt das nicht. Aber Du bist jung und könntest über dem Glück und dem Wohlstand der Welt draußen einmal kurze Zeit Deine Heimat vergessen haben. Das war allzeit mein größter Kummer, und deshalb habe ich Dich auf das Testament schwören lassen. Bevor ich also meinen letzten Willen offenbare, wiederhole mit

mir noch einmal den Schwur, damit Du nie in Versuchung kommst, wenn Dich dieser Wille zuerst hart dünken will: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen, daß der letzte Wille meines Vaters mir heilig sein soll und daß ich ihm, soweit der Schultheiß ihn für recht und billig erklärt, unbedingten Gehorsam leiste. Amen."

Den Schwur hatte der Schultheiß sehr langsam und mit erhobener Stimme verlesen. Dann machte er noch einmal eine längere Pause, während er prüfend auf Heinrich niederschaute, der mit blutleerem Gesicht dasaß, den Blick ins Leere gerichtet . . .

Dann räusperte sich Johannes Aigner und las weiter:

„Jetzt, meine lieben Kinder, hört in Gottes Namen, was ich Euch zu sagen habe: Ich hinterlasse Euch das, was ich einmal selbst von meinem Vater als Erbe übernommen habe. Es ist ein altes Recht des Schwarztanns, daß der Sohn ins Erbe des Vaters tritt, es ist aber auch für den Sohn Gesetz. Das Geschlecht der Scheibenhofer reicht jetzt 500 Jahre zurück; als dazumal etliche Bauern an die Rodung des wilden Schwarztanntales gingen, war auch schon ein Schrund dabei. Und seit dieser Zeit war der Scheibenhof der Sitz unseres Geschlechtes. Und so mög es bleiben. Ich habe dem Himmel auf Erden gedankt, als er mir in meiner zweiten Ehe einen Sohn geschenkt hat; denn jetzt hatte der Name und das Geschlecht der Scheibenhofer eine neue Wurzel geschlagen, und ich konnte ruhigen Mutes dem Ende meiner Tage entgegensehen. — Heinrich Schrund, Sohn des Scheibenhofers, ich bestimme Dich also kraft des Rechtes und des Gesetzes des Schwarztanns zu meinem Nachfolger und zum Herrn des Scheibenhofes. Achte und bewahre ihn als das heilige Erbgut Deiner Ahnen! Handle und wandle, wie es für einen freien Herrenbauern gehört, damit Du mir auch auf den Stuhl des Freien vom Freital nachfolgen kannst! Ehre die Alten und suche ihrem Beispiel zu folgen! Dein Leben und Deine Kraft gehören fortan der Heimat! Und wenn die Zeit kommt, wo Du unter den Töchtern der Heimat ein Weib suchst, dann hol Dir dazu den Rat des Schultheißen. Nimm Dich allzeit Deiner Schwestern an und vergiß nie, daß sie den Scheibenhof durch ihren Fleiß für Dich erhalten haben! Sorge für sie! Und sollten sie darauf verzichten, einen Mann zu nehmen, dann behalte sie so lange auf dem Hof, bis der Herd einmal zu klein wird. Und wenn das sein wird, wirst Du Sorge tragen, daß sie auf einer Neusiedlung einem geruhsamen Alter entgegensehen können! —

Und Ihr, meine Töchter, achtet Euren Bruder als Herrn vom Scheibenhof und als Träger Eures Namens und Geschlechtes! Unterstützt ihn in der Arbeit und in der Sorge um den Hof. Lebt miteinander in Eintracht und in Frieden, bis wir uns im Himmel wiedersehen. Gott segne Euch und mache Euch glücklich und zufrieden! Betet für meine arme Seele. —

Euer Vater."

(Fortsetzung folgt.)

Sturmflut.

Eine Geschichte von **Georg Büsing.**

Der Nordwest sprang plötzlich auf mit wiehernder Gewalt. Das Wasser des Stromes stieg ohne Unterlaß und wühlte gierig an der Sohle des Deiches. Hein Ewers lag mit seinem Fischkutter im Strom verankert. Die Kette riß — und niemand sah ihn wieder.

In Schumachers Gasthof wurde eine Hochzeit gefeiert. Das ganze Dorf war versammelt. Die Musik schmetterte, Bauern, Fischer, Frauen, Knechte und Mägde drehten sich stampfend im Kreise. An der Theke prostete man einander dröhnend zu.

„Er hat schon wieder das große Mundwerk!" knurrte Bauer Krull, der seinem Nachbarn Eilers das Glück„ welches er auf allen Gebieten hatte, neidete. Auch die Grete hatte ihm dieser Heringsfänger vor der Nase weggeschnappt.

Eilers hatte die Bemerkung des Bauern gehört, er hielt ihm die Faust unter die Nase: „Für dich wird's wohl Zeit zu Bett, was?"

Krull schlug Eilers Faust nieder und rückte ihm auf den Leib. Die Musik brach jäh ab. Frauen schrien auf, aber keiner der Männer kümmerte sich darum. Tische und Stühle wurden rücksichtslos beiseite geschoben, es würde einen prächtigen Faustkampf geben. Rasch bildeten sich zwei Parteien.

Heiße Köpfe schoben sich einander näher. Gleich würden die ersten Hiebe prasseln.

Da sprangen, eingedrückt von einem wiehernden Orkanstoß, die Saaltüren auf. Johlend und heulend raste der Sturm durch den Raum, die Lampen begannen wild zu schaukeln, Gläser zerklirrten am Boden, Tischtücher klatschten durch die Luft. Die Hochzeitsgesellschaft erstarrte, die streitsüchtigen Fäuste der Männer sanken, eine Frau schrie gellend auf, vor den Fenstern prasselte ein entwurzelter Baum zu Boden.

Orkan! Sturmflut!

Die Bewohner des Dorfes standen nur wenige Sekunden mit schreckhaften Augen, dann härteten sich ihre Gesichter, und alle stürzten nach draußen. Vergessen die Hochzeit, vergessen aller Streit. Der Sturm empfing sie mit zerrender Gewalt, aber vorgestemmt wie Stiere, die im Joch gehen, kämpften sie sich vorwärts. Sie mußten zum Deich!

Die Nacht war schwarz wie ein Kohlenbergwerk, nur ab und zu schaute der bleiche Mond durch eine Fetzenluke jagender Wolken, und ein geisterhaftes Licht irrte über die Gischtkämme des brüllenden Stromes. Der Deich zitterte. Wie eine Batterie riesiger Schmiedehämmer rollten die Wogen gegen die Böschung an, die Pappeln auf der Kuppe neigten sich hilfeschreiend landeinwärts, wie niedergeprügelt von einer gewaltigen Kraft. Und unter ihnen krochen die Bauern und Fischer keuchend hin und her, angespannte Gesichter, in denen die Kiefer wie Sichel vorsprangen, Sandsäcke in den erdigen Fäusten.

Eine Stunde. Zwei Stunden. Schumachers Gasthof lag ausgestorben, verödet der girlandengeschmückte Festsaal, jäh durcheinander gewirbelte Tische, Stühle, Flaschen und Gläser. Das Licht der schwankenden Lampen irrte spukhaft über die Bier- und Weinlachen am Boden. Der Wirt, der nicht einmal Zeit zum Auslöschen des Lichtes gehabt hatte, arbeitete mit Eilers und Krull, den beiden Rivalen, an einer der gefährdetsten Stellen des Deiches. Ein Stichkanal führte dort zum Außendeichgelände, das jetzt vollkommen überflutet war. Die wütenden Wogen preßten sich wild in den engen Schacht und rannten wie Geschoßsalven gegen die schmiedeeisernen Schleusentore an. Wie irrsinnig quirlte das Wasser im Kreise und fraß sich in die kleinste schadhafte Stelle hinein. Sandsack um Sandsack schleppten die drei herbei.

Trotzdem fand das bohrende Wasser einen Weg. Neben dem Schleusentor schoß plötzlich ein armdicker, eiskalter Strahl hervor, zischend wie der Strahl einer Feuerspritze, die unter Hochdruck steht. Eilers schrie auf und warf sich dann ohne Überlegung mit seinem Leib in die Öffnung, stemmte sich mit all seiner Kraft gegen die hervorbrechende Flut. Im ersten Augenblick half es. Die Eiskühle des Wassers lähmte Eilers wohl die Glieder, seine Zähne klirrten aufeinander, aber er wich um keinen Millimeter, die Fäuste in die Grassoden der Böschung vergraben, als wolle er so den bebenden Deich zusammenhalten.

Schumacher und Krull schleppten Sandsäcke herbei. Aber es ging nicht rasch genug. Neben Eilers brach erneut das Wasser aus dem Erdreich, wie eine Fontäne schoß es hoch. Nun warf Krull sich neben Eilers in die Bresche. Und Schumacher holte Hilfe. Höchste Gefahr! Berge von Sandsäcken wurden rings um die beiden Männer aufgetürmt. Es half! Die Augen der beiden vom Wasser umspülten Männer leuchteten auf. Die Öffnung, die sie mit ihren Leibern gestopft hatten, riß nicht weiter, obgleich der aufgewühlte Strom immer wieder von neuem anrannte. Eilers und Krull, die beiden Rivalen, hatten die große Gefahr gebannt. Engumschlungen lagen sie in der tiefen Wunde des Deiches, und vor ihnen kniete Grete, noch die Fetzen des Brautschleiers im flatternden Haar, und flößte ihnen warme Getränke ein.

Erst nach einer Stunde konnte man es wagen, die beiden aus ihrem Eisbad zu befreien. Rasch zerrte man sie aus dem Loch hervor, wieder schoß zischend ein Wasserstrahl hoch, aber ein paar Dutzend Männer standen nun mit Sandsäcken bereit, um ihn zu dämmen. Die größte Gefahr war vorüber. Man schüttelte den beiden die Hände, am Arm der jungen Frau taumelten sie dann in das nächste Haus. Aber schon eine halbe Stunde später kehrten sie zum Deich zurück. Hier gab es keine Ruhe. Hier stand Mann neben Mann im Angesicht des Sturmes, umsprüht von dem Schaum der kochenden Flut, und keiner hätte fehlen mögen in dieser Stunde des Kampfes, wo aller Kleinkram des Lebens versank, wo jeder Herzschlag stark und trotzig einmündete in die gewaltigen Atemzüge des Stromes und des Sturms.

Bücherkunden!

Heiteres von Albert Mähl.

Ein Kunde sieht sich ein Buch an. Es gefällt ihm, nur der grüne Einband gefällt ihm nicht. „Ich bestelle es in Rot", sagt er, „lassen Sie es in rotem Einband kommen."

„In Rot? Das wird wohl nicht gehen", erwiderte ich.

„Nicht gehen, wenn Sie es doch bestellen?"

„Nein, der Verlag führt das Buch nicht in Rot."

„Ach", meint der gute Mann, „ich dachte, Sie könnten es in jeder Farbe bekommen. Ich habe nämlich in meinem Bücherschrank gerade in der roten Reihe noch Platz, darum wollte ich es in Rot haben."

*

Wenn Herr Nupnau kommt, ist bestimmt der Letzte des Monats. Er tritt nach dem Kalender an, zahlt immer pünktlich, betont das jedesmal selbstgefällig und wartet nun.

Worauf er wartet? Er will gelobt werden. Ein solider Kunde, eine Stütze des Geschäfts, wenn alle Kunden nur halb so wären: das will er hören. Und das hört er denn auch regelmäßig.

Jeden Lexikon-Band tauscht er um. Irgendwo gefällt ihm der Schnitt nicht oder eine Druckzeile ist verrutscht, das genügt. Er nimmt stundenlang Blatt für Blatt den dicken Band durch. Wenn ich so viel Zeit wie er dazu gehabt haben würde, meint er, müßte ich das auch bemerkt haben. Daraufhin habe ich ihm einmal ohne Nachprüfung den ersten besten Band gegeben. Was wird er nun erst sagen? Kein Wort, der Band kam nicht wieder.

Einmal verlangt er ein Buch antiquarisch. Er wolle nicht viel dafür ausgeben, erklärt er, ja, eigentlich wolle er es gar nicht kaufen.

Warum denn doch?

„Das will ich Ihnen sagen", entgegnet er etwas bedrückt, „ich habe das Buch geliehen bekommen, mein Kollege im Finanzamt brachte es mir einfach mit. Nun kann ich es aber nicht so schnell lesen, wie er es wiederhaben will. Da habe ich's ihm denn erstmal ungelesen zurückgegeben. Aber nun muß ich es ja kaufen und lesen, damit ich Bescheid weiß, wenn er mit mir darüber spricht."

*

Ein Mann betritt einen Buchladen, ein vollschrötiger Mann. Er läßt sich ein Buch vorlegen, kauft es aber schließlich doch nicht, sondern macht eine geringschätzige Bewegung über den ganzen Auslagetisch hin, indem er sagt: „Dies hier kann man doch alles gut entbehren."

„Wie meinen Sie das?" flüsterte ich sanft.

„Na, diese Bücher braucht man doch alle nicht."

„So? Kennen Sie die denn alle?"

„Kennen? Ich brauche sie jedenfalls nicht."

„Ja, was für Bücher lesen Sie denn? Wohl gar keine?"

„Natürlich lese ich welche!" und er wirft sich in die Brust. — „Ich lese alte Bücher wenn Sie das wissen wollen!"

„Alte? Wohl Klassiker?"

„Ja, die auch, überhaupt alte Bücher."

„Warum den bloß, warum bloß alte?" forschte ich weiter.

Da antwortete der Mann: „Na, sehen Sie, wenn so ein Schriftsteller fünfzig Jahre tot ist und seine Bücher dann immer noch gelesen werden, dann kann man ja anfangen zu vermuten, daß er ein Genie gewesen ist, daß seine Bücher was taugen. Darum lese ich eben alte."

Ich fing nach der Erklärung auch an zu vermuten, daß dieser Mann für den Dienst am deutschen Buch nicht in Betracht kommt.



Bunte Chronik



Höflichkeit, bringt eine Million Dollar ein.

In Newyork sind zwei junge Menschen von einem Tag auf den anderen reich geworden. Da sie keine reichen Verwandten hatten, ahnten sie natürlich von ihrem Glück vor einigen Tagen noch gar nichts.

Der eine — ein junger Mann — war als Türschließer im Roxy-Kino angestellt. Er nahm sich in seinem Amt besonders einer alten Dame an, die bei jeder Erstaufführung als erste vor dem Kino erschien. Um der Greisin das lange Warten zu ersparen, ließ der Türschließer sie schon immer vor Beginn der Vorstellung in den Vorführungsraum eintreten. Das Roxy-Kino wurde aber eines Tages geschlossen, die alte Dame kam nicht mehr und der Türschließer mußte sich nach einer neuen Beschäftigung umsehen.

Die Greisin war inzwischen zum Radio City-Kino „übergewechselt", wo sie eine gleiche freundliche Behandlung erfuhr. Hier war es ein junges Mädchen, das sich der Greisin annahm. Aber auch hier konnte sich die alte Dame nicht lange als Stammgast zeigen. Eines Tages starb sie. Sie hinterließ ein Vermögen. Davon vererbte sie 500 000 Dollar an den Türschließer des Roxy-Kinos und 500 000 Dollar an das junge Mädchen im Radio City-Kino. Als Lohn und Dank für die Höflichkeit.

Um das Happy-Ende zu vervollständigen, fehlte nur noch, daß die beiden jungen Menschen sich verheirateten. Inzwischen soll bei den Türschließern aller Newyorker Kinos eine ausgesuchte Höflichkeit eingekehrt sein. Was natürlich sehr erfreulich ist. Nur sind so reiche, alleinstehende und wohlhabende alte Damen selten.

*

Teenachmittag am Forellenteich.

In Pasadena in Kalifornien hat sich eine neue Form gesellschaftlicher Zusammenkünfte herausgebildet. Vermögende Leute legen sich in ihren Gärten ein Schwimmbassin an und setzen dort Forellen aus. Die guten Bekannten erhalten dann eine Einladung. „Darf ich Sie zu einem Teenachmittag an das Ufer meines Forellenbassins bitten?" Bei solchen Zusammenkünften wird auch nicht geplaudert, sondern geschwiegen. Es wäre sogar eine Unhöflichkeit, an seinen Nachbar das Wort zu richten, dem dadurch eine Forelle von seiner Angel weggescheucht werden könnte.



Lustige Ecke





„Nein, läute um Gottes willen nicht die Polizei an — du weißt, wir haben die Hundesteuer nicht bezahlt!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.